

[24] FRITZ-RÜDIGER VOLZ

**Professionelle Standards in der Sozialen Arbeit
zwischen Ökonomisierung und Moralisierung¹**

Ethische Aspekte

- für Gottfried Schmidt -

Standards, das sind von außen **Erwartungen** und von innen **Versprechungen**.

Im kommunikativen Handeln, im Gespräch, aber auch in einem solchem kommunikativen Medium wie diesem Aufsatz, werden Entsprechungen zwischen Erwartungen und Versprechungen ausgehandelt, bzw. es werden die Bedingungen geklärt, unter denen sich Versprechungen und Erwartungen entsprechen können. „Von einem ordentlichen Sozialarbeiter wird man ja doch wohl noch erwarten dürfen ...“ - solche Redeweisen sind nur allzu bekannt. Diejenigen, die so reden, formulieren nicht nur Erwartungen, sondern - wie in dieser Formulierung und ihrem Pathos deutlich wird - sie fühlen sich auch legitimiert zu solchen Erwartungen. Es geht also bei der Frage nach Standards nicht nur um die Frage von Erwartungen, sondern genauer um die Frage nach legitimen Erwartungen, bzw. nach den Kriterien, denen wiederum legitime Erwartungen genügen müssen. Vielleicht geht es auch um die Frage, welchen Erwartungen legitime Versprechungen genügen müssen.

An die **Ethik** oder an einen Ethiker werden heute sehr unterschiedliche Erwartungen gerichtet; Erwartungen, die teilweise sogar in starken Befürchtungen bestehen. Wir erwarten immer noch vom Ethiker, vor allen Dingen, wenn er mit erkennbar theologisch-kirchlichem Background auftritt, eher Zurechtweisungen und Moralisierung; oder aber wir erwarten Erbaulichkeit, Bestätigung, daß wir schon auf dem richtigen Weg seien. Schließlich begegnet dem Ethiker noch die Erwartung, und die ist in diesem Kontext besonders stark, daß er stellvertretend für sein Publikum diejenigen kritisiert, die es wagen - in unserem Falle - die Sozialarbeit zu kritisieren: also all diejenigen kritisiert, die nicht hinreichend Ressourcen, Anerkennungspotentiale, Personalstellen etc. für die Sozialarbeit zur Verfügung stellen. Um all das soll es in diesem Beitrag *nicht* gehen. Er möchte weder moralisieren noch erbaulich sein und auch nicht stellvertretend für die Soziale Arbeit ihre Kritiker kritisieren. Was aber dann? Wozu ist denn dann (die) Ethik gut? Am Ende dieses Beitrages wird es hoffentlich etwas deutlicher sein. Soviel sei freilich schon gesagt: er treibt von Anfang an durchgängig „Ethik“, in dem dann später (Teil B) erläuterten Sinne.

¹ Nachtrag zur Jahrestagung 1995 „Professionelle Standards in der Sozialarbeit / Sozialpädagogik“

Es geht bei der Frage nach Standards und bei der Frage von Ethik um eine eigentümliche Doppelung von **„Orientierung und Rechtfertigung“**: Ethik hat auch eine orientierende und eben nicht nur eine legitimierende (sei es nun rechtfertigende oder kritisierende) Aufgabe. Man kann beobachten, daß Ethik wegen ihrer rechtfertigenden (d.h. je eigene Auffassungen und Handlungen legitimierenden und die der anderen kritisierenden) Aspekte instrumentalisiert werden kann und auch instrumentalisiert wird. Alle haben ja heute Ethikbedarf; aber wenn man genauer hinsieht, selten um sich zu orientieren, sondern um das, was sie sowieso schon tun und auch mit [25] gutem Gewissen tun - ihre „Praxis“ also gegenüber ändern, die nicht einsehen, daß es sich dabei um etwas Gutes handelt, die nötige argumentative Nachhilfe zu liefern.

Eine Ethik hingegen, die sich gleichsam an die Auftraggeber zurückwendet, mit orientierendem Anspruch und mit der Zumutung von Selbstreflexion und Selbstkritik, die wird gerne als „moralisierend“ zurückgewiesen. Gleichwohl ist es genau das, was in diesem Beitrag als Verständnis der primären *Aufgabe von Ethik* vorausgesetzt wird: Orientierung zu bieten für Akteure, die freilich bereits selbst um eine moralische (sittliche, ethische) Orientierung ihrer Praxis bemüht sind.

A

Die **„Ökonomisierung“** der Sozialen Arbeit ist nicht neu. Sie besteht der hier zugrunde gelegten Deutung nach nicht vorwiegend darin, daß die Soziale Arbeit sich verstärkt wirtschaftlichen Zwecken untergeordnet sieht, daß sie sich ihnen anpaßt oder anpassen muß, sondern vielmehr darin, daß sie längst schon „ökonomische“ Rationalitätsstandards und Handlungsmodelle übernommen hat. Genau in der Übernahme solcher Rationalitätsmodelle und Handlungsvorstellungen hat sie ja ihre „Professionalisierung“ betrieben. Die **Professionalisierung** kann man u.a. auch beschreiben als einen *Kampf um gesellschaftliche Anerkennung* und um staatliche Alimentierung. „Professionalisierung“ - als Programm und als Prozeß - diene und dient ganz wesentlich der Beschaffung von Legitimation, Anerkennung und Alimentierung. Des halb dominiert auch in vielen sozialpädagogischen Theorie- und Diskussionszusammenhängen der Legitimations- über den Orientierungskurs. Das gilt ganz unabhängig von der Frage der Ethik, verweist eher auf eine generelle Doppelfunktion von Wissen und Wissenschaft. „Adressaten“ von Professionalisierungsprogrammatiken und -theorien sind also nicht nur, ja nicht einmal primär, die berufstätigen Professionsangehörigen, sondern die einschlägigen Öffentlichkeiten (Staat, Wohlfahrtsverbände, Träger, scientific communities ...).

Der berufsbezogene, ja berufskonstituierende, Professionalisierungsdiskurs bildet dann seinerseits auch den Kontext des „Einsatzes“ von berufsbezogener Ethik.

All dies hat auch im Selbstverständnis der „Praktikerinnen“ seine Entsprechung: auch sie selbst sehen sich meist als ethikunbedürftig, insofern sie subjektiv entweder keine Orientierungsprobleme (sondern allenfalls Anwendungs- und Methodenprobleme) haben, oder aber Antworten darauf nicht von der Ethik erwarten. Auch ihr Problem sind vorwiegend

„die anderen“. Diejenigen nämlich, von denen sie sich abhängig wissen und die nicht so recht einsehen und anerkennen wollen, daß die alltäglich real praktizierte Soziale Arbeit richtig und wichtig ist: denen kann dann evtl. mit Ethik Nachhilfe erteilt werden.

Anerkennung nun erlangt oder erkämpft man ja in einer gegebenen Kultur, in einer Umgebung, die ganz bestimmte Bilder von sich selber hat, die Menschenbilder hat, die Bilder vom gelingenden Leben und von guter und gerechter gesellschaftlicher Ordnung hat. Wenn nun eine Kultur außerordentlich von ihrer Ökonomie und von ihrer Technik geprägt ist, bis in die subtilen Formen individuellen Selbstverständnisses und individueller Handlungsmuster hinein, dann liegt es nahe, daß man sich selber im Horizont dieser so geprägten Kultur darstellen muß, wenn man denn [26] die Anerkennung und die daranhängende Unterstützung im weitesten Sinne erlangen möchte.

In der Sozialarbeit hat sich dabei ein ganz eigentümlicher Mechanismus von sozialpsychologischer Drohung und sozialtechnologischem Lösungsversprechen herausgebildet. Man droht gleichsam mit dem Elend, man verweist auf Notlagen, man deutet sie als gesellschaftliche Störungspotentiale und bietet zugleich die eigene berufliche Tätigkeit zur Bewältigung, zur Lösung dieser Probleme an, damit zur Beseitigung der Störung, damit zur Gewährleistung des Funktionierens. Von Anfang an spielte diese Doppelstrategie eine Rolle, einerseits eine Drohung zu formulieren und andererseits ein Versprechen zu geben. Dieses Versprechen nun nimmt in allen sehr unterschiedlichen Gestalten der Professionalisierung und des sozialarbeiterischen wie sozialpädagogischen Selbstverständnisses eine recht ähnliche Grundfigur an: man verspricht stets, das Verhalten von Individuen so zu verändern, daß es zu den jeweils gegebenen Verhältnissen und kulturellen Verständnissen paßt. Sozialarbeit versteht und präsentiert sich als eine spezifische Gestaltung der grundlegenden sozialen Dialektik von gesellschaftlichen Verhältnissen, kulturellen Verständnissen und individuellem Verhalten.

Die Professionstheorie hat **drei Selbstverständnisgestalten** mitsamt ihren jeweiligen konstitutiven Wissenstypen unterschieden, die sich im Laufe der Professionsgeschichte herausgebildet haben: Der Sozialpädagoge als (1) „professioneller Altruist“, als (2) „Sozialingenieur“ und als (3) „stellvertretender Deuter“ von Lebenslagen und Lebenswelt (vgl. z.B. Ferchhoff 1989).

Mit dieser Rekonstruktion verbindet sich die These einer professionsgeschichtlichen Abfolge nach der Art wissenschaftlicher Paradigmata à la Thomas Kuhn. Diese These überzeugt nicht zwingend; hier sei statt dessen der Auffassung Raum gegeben, daß wir es - unbeschadet der Genesis - gegenwärtig mit der Gleich-Geltung dreier Modelle professionellen Selbstverständnisses zu tun haben (die freilich in den achtungsgebietenden Milieus nicht alle gleich geachtet werden). Vermutlich sind „reine“ Typen sogar selten, wenn nicht unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher ist es, daß diese Modelle erst durch Überlappungen, Kombinationen und Konfigurationen taugliche professionelle Orientierungsmuster - und eben immer auch: Legitimationsmuster - abgeben. Es erscheint also durchaus denkbar, daß jemand

für sich und für sein Professionsmilieu „Neuer Professioneller“ ist, auf der Ebene seiner beobachtbaren bzw. rekonstruierbaren Handlungsvollzüge und Praxismuster „Sozialingenieur“ und für seinen kirchlichen Träger „professioneller Altruist“. (Sollte diese These zutreffen, hätte das professionstheoretische aber auch professionsethische Folgen, die hier nicht weiter erörtert werden können.)

Kurzum: in allen drei Modellen geht es letztlich um „**Verhaltensmodifikation**“. Im Medium eines überlegenen (moralischen, wissenschaftlichen oder hermeneutischen) Wissens. In allen drei Modellen geht es zugleich darum, das Versprechen an die Gesellschaft zu bekräftigen und sich selbst als die bessere - oder überhaupt als die erste wirkliche -Lösung gesellschaftlicher Probleme anzubieten. Wobei das, was „besser“, „wirklich“, wirksam“ etc. ist, eben im Horizont ökonomischer und technischer Rationalität, als Effektivität, bestimmt wird.

Dieses Rechtfertigungsmuster der Sozialen Arbeit ist nun aber im Laufe seiner Anwendungsgeschichte nicht ohne **unerwünschte Nebenfolgen** geblieben. Denn bei [27] solchen Standards, die man selbst setzt oder anerkennt und sich an ihnen messen läßt, handelt es sich eben immer auch um Versprechen - und nicht jedes Versprechen, auf das hin man etwas bekommt, kann man dann auch halten. Letztlich hat man sich auf ein einseitig funktionalistisches Verständnis von Gesellschaft und von menschlicher Lebensführung eingelassen: auch dies ist wieder ein Ausdruck der längst vollzogenen internen Ökonomisierung und Technologisierung Sozialer Arbeit. Wenn man genauer hinsieht auf die im Alltag des Berufes relevant werdenden Handlungsmuster und ihre Vorstellungen, wie Kriterien gelingender Praxis und Vorstellungen „sinnvollen“ Handelns, d.h. eines solchen Handelns, das, wenn es gelingt, auch motiviert weiterzuhandeln, dann stößt man immer wieder auf Muster von **arbeitsförmigem Handeln**. Diese haben in instrumentellen, in technischen und in ökonomischen Bereichen ihren legitimen Ort, sie werden aber nur mit beträchtlichen - unerwünschten - Nebenfolgen auf die Soziale Arbeit übertragen. Jede Tätigkeit freilich, die sich in unserer Gesellschaft als „sinnvoll“ erweisen will und muß, tut dies unter dem Banne der Arbeitsgesellschaft: indem sie sich auch selbst „als Arbeit“, oder doch wenigstens als arbeitsähnlich, darstellt. Sie übernimmt dabei, meist unbewußt und implizit, auch die Grundmuster arbeitlichen Handelns: die Subjekt-Objekt-Unterscheidung, die Befolgung eines vorab schon feststehenden Planes, die Produkt- bzw. „Output“-Orientierung etc. Das alles sind Formen der internen Ökonomisierung des Selbstverständnisses und der Vollzüge Sozialer Arbeit. Dies läßt sie dann auch eigentümlich wehrlos, wenn gesellschaftliche Agenturen, der Staat, Sozialstaatskritiker und andere nun auch darauf bestehen, daß die Soziale Arbeit ihr Versprechen einlöst. Sie ist dann eigentümlich ohnmächtig, weil sie ja dieser Rationalität, dieser Art des Denkens und dieser Erwartung von Effektivität eigentlich gar nichts entgegenzusetzen hat, denn sie teilt es ja schon längst; das aber ist ja längst ein Element ihrer eigenen Vernunft und ihrer Vorstellungen von sinnvollem, wirkungsvollem, vernünftigen Handeln geworden.

In diesem Horizont kann man dann auch die relativ folgenlose und im deutschen Kontext besonders unbekannt und besonders wenig ernst genommene „Präambel-Ethik“ der **Berufsordnungen bzw. Ethikkodices** besser verstehen. Sie haben eben Teil an den genannten Problemen - meist undurchsicht und unbegriffen von denjenigen, die sie verfassen und propagieren. In ihnen konzentrieren sich geradezu jene Doppelung von Legitimations- und Orientierungsfunktion, jenes ideologische Gegeneinander und funktionelle Miteinander verschiedener Modelle beruflichen Selbstverständnisses, jene Unklarheiten darüber, was Ethik ist und leisten könnte, und schließlich jene Debatten darum, was denn „wirklich“ - tatsächlich, wirksam und legitimerweise - die Praxis im Alltag der Sozialen Arbeit und in den Köpfen derer, die sie tun, zu orientieren vermöchte. Da aber diese Bezüge und thematischen Abhängigkeiten nicht explizit gemacht und folgenreich bedacht werden, dominiert auch hier de facto der Legitimationszweck über den doch gleichwohl mit intendierten Orientierungssinn. „Jede ordentliche Profession hat so was; wir wollen auch eine ordentliche Profession sein; also brauchen wir so was auch!“ Es wird daraus - im besten Falle - eine „carte d'identité“, die man vorzeigt, wenn es von einem verlangt wird, die aber mit der eigenen Identität herzlich wenig zu tun hat und zur Orientierung in Lebensfragen aber auch gar nichts taugt. (Das ist *kein* angemessener oder gar [28] abschließender Kommentar zu den allerjüngsten Bemühungen der IFSW (1994) und des DBSH (1995), „Berufsethische Prinzipien und Standards“ zu erstellen!! Das wird an anderer Stelle geschehen).

B

Spätestens an diesem Punkt ist die Frage explizit zu stellen, was das denn nun alles mit „**Ethik**“ zu tun hat. Zunächst einmal sei platt und dreist behauptet: alles.

Zunächst und vor allem deswegen, weil die Ethik als Disziplin und - wenn man es so sagen darf - als Profession, im Grunde genommen ein analoges Schicksal teilt. Innerhalb einer von Ökonomie, Technik und Wissenschaft beherrschten Welt hat auch sie den Rückzug angetreten, hat sich auf ihr Eigentliches, auf Prinzipien zurück besonnen, zurückgezogen auf Begründungsaufgaben; und wenn sie die Abwendungen ihrer Prinzipien denkt, dann denkt sie meist ebenfalls „techno-logisch“: Anwendung als „Umsetzung“ nach den Mustern, wie man einen technischen Plan systematisch-methodisch umsetzt und damit das, was schon vorher gedacht ist (das Haus, das Auto oder auch den gelungenen Kuchen) *nach Regeln erzeugt*. Eine zweite Geschichte der Anpassung, die die Ethik erlebt bzw. an sich selbst vollzogen hat, ist die, daß sie einen der zentralen Begriffe der Ökonomie, nämlich den des *Wertes*, für sich reklamiert, für sich übernommen hat, um damit ihre Zeitgemäßheit, ihre Aktualität, ihre Modernität zu erweisen. Indem sie den Wertbegriff übernimmt, ist sie einerseits zeitgemäß und hat andererseits etwas ganz Entscheidendes, etwas, was sie bis dahin ausgezeichnet hat, verloren. Sie ist nämlich gleichfalls in ihrem Inneren technomorph und ökonomiekonform geworden und hat deshalb dem eigentlich nichts entgegensetzen, was sie doch kritisiert. Deshalb kommen Ethik und soziale Arbeit häufig darin überein, daß sie der „bösen

ökonomie- und technikgeprägten Welt“ dann wiederum nur die Beschwörung des Elends, der Not und der Mißstände entgegenhalten (können).

Unsere Kultur ist insgesamt seit mindestens 200 Jahren sehr stark von diesem Gegensatz, wie es einmal der Soziologe Friedrich Jonas (1960) formuliert hat, zwischen dem „technischen und dem edelmütigen Bewußtsein“ charakterisiert. Das kann auch in der einen und derselben Person zusammenkommen. Das klassische Bild da von ist der im Alltag kapitalistisch ausbeuterische Unternehmer, der aber am Feiertag kräftig in der Kirche spendet und auch sonst als Wohltäter und Förderer der Künste und Wissenschaften hervortritt. Diese Doppelung ist also nichts, was jetzt nur alleine für die Soziale Arbeit oder nur für die Ethik gilt; entscheidend wichtig ist aber, daß wir diese Komplementarität erkennen und durchschauen.

An jene Verständnisse von Ethik, sich entweder auf Prinzipien- und/oder Begründungsfragen zurückzuziehen oder sich aber als ökonomiekonforme Werteethik zu entwerfen, soll hier nicht angeschlossen werden. (In und hinter diesem Urteil stehen ethik-theoretische bzw. meta-ethische Probleme und Kontroversen, auf die an dieser Stelle leider nicht eingegangen werden kann.)

Das Verständnis von Ethik, das hier leitend ist, ist das, die **Ethik als kritische Theorie des Ethos** zu verstehen. Das Ethos ist sozusagen der Alltag, die Lebenswelt der Ethik. Sie selbst verfährt als Theorie, als Rekonstruktion und Reflexion des Ethos, induktiv und eher dialogisch und nicht von vornherein prinzipienorientiert, [29] deduktiv, monologisch. Das Ethos ist die Sphäre der Geltung und des Geltens von Leitbildern, von Orientierungs- und Rechtfertigungsmustern, von Selbstverständlichkeiten und von Normalitätsverständnissen. Die Aufgabe der Ethik ist die Prüfung dieser Geltungsansprüche, insofern ist sie *kritische Theorie* des Ethos. Sie rekonstruiert Geltungen, Geltungsansprüche und Geltungsfolgen aber auch zunächst einmal, in diesem Sinne ist sie dann *Theorie* des Ethos. Sie nimmt vor allen Dingen sich die impliziten Voraussetzungen von normativen Geltungen vor und fragt nach dahinterliegenden Verständnissen von Mensch, Welt, Handeln, Vernunft etc. Sie ist weniger am einzelnen Akt und dessen Beurteilung als am Handelnden selbst, an seinem Charakter und seinen Tugenden orientiert. Sie bettet die Frage „Was soll ich tun?“ ein in die gemeinsame Erörterung von Antworten auf die Frage „Wie wollen und wie sollen wir leben?“.

Das mag altbacken und überholt klingen. Das ist einer der theoriestrategischen und wissenschaftspsychologischen Erfolge der main-stream-Ethiken. Man könnte den Ausdruck „Tugend“ auch durch den Ausdruck „Habitus“ ersetzen oder auch von Kompetenzen sprechen; aber hier soll ja gerade nicht mit rhetorischen Tricks gearbeitet werden. Es muß schon deutlich werden, daß es sich handelt um eine Rückverlagerung und eine Transformation der ethischen Fragestellungen von der Frage „Was soll ich tun?“ zu den Fragen „Was für ein Mensch will ich denn sein? Was für ein Leben will ich führen? Was bedeutet für mich gelingendes Leben?“. Als moderne Ethik geht es ihr um Freiheit, um Selbstbestimmung, um Selbständigkeit. Darum ging es auch schon, wenn gleich in spezifisch historischen Grenzen

und Bornierungen, Aristoteles, der erkennbar als Hintergrundsautor und Stammvater dieses Typus ethischer Theoriebildung gelten darf.

Diese Ethik fragt - mit Aristoteles, aber auch gegen ihn und auch ganz anders als er - nach den **Voraussetzungen gelingenden Lebens**. Sie zielt, mit P. Ricoeur, integrativ „auf das gute gelingende individuelle Leben, gemeinsam mit und für andere, in gerechten Institutionen“ (1990). Sie fragt nach den Voraussetzungen und nach den Bedingungen, nach den Ressourcen aber auch nach den individuellen Kompetenzen. Sie fragt nach denjenigen Bildern, nach denjenigen Entwürfen, die Kulturen, Gruppen, Professionen, Milieus und Einzelne haben, von dem Gelingen ihres jeweiligen Lebens, dem Gelingen ihrer Handlungen, auch dem Gelingen ihrer professionellen Handlungen. Diese Ethik zielt auf das, was W. Schweiker „radikale Interpretation“ (1994) genannt hat. Eine radikale Selbst-Interpretation, deren Subjekt letztlich nur der Einzelne selber sein kann. Gleichzeitig könnte sich aber eine Sozialarbeit, die sich auf Probleme der Lebensführung und der Lebensführungskompetenz von Individuen „helfend“ bezieht und die insofern auch als „**Lebensführungshermeneutik**“ auftreten kann, sich parallel zu anderen Gestalten ihres Selbstverständnisses auch als „stellvertretende radikale Interpretation“ entwerfen. Sie kann Situationen stiften und Medien anbieten, in denen Individuen solche radikalen Interpretationen ihrer Lebensführung - im Lichte entwickelter, reicher Vorstellungen von menschlichen Leben, seinen Potentialen und seinen Gelingensbedingungen - entwickeln können. Im Blick auf das, worum es auch in einer auf Professionen bezogenen Ethik gehen könnte, hat Charles Taylor vom „best account“ (1981) gesprochen. Es geht um die Frage der besten, der angemessensten Deutungen für eine gemeinsam geteilte - aber [30] deutungsbedürftige und auslegungsfähige - Leitvorstellung, wie etwa die des gelingenden Lebens, aber auch die der Gerechtigkeit, oder die der Autonomie und Selbstbestimmung. Ihm kommt es auf gemeinsame Bemühungen um die besten, angemessensten Verständnisse, die wir von diesen Bildern und ihrer Funktion, unser Selbstverständnis und unserer Handlungen zu orientieren, in unserer Kultur entwickeln können. Für Individuen - aber eben möglicherweise auch für Professionen - heißt das, daß es ganz wesentlich um Selbstbildrekonstruktionen und Selbstbildrevisionen geht. (Dieser Aufsatz möchte dazu beitragen und versteht sich insofern insgesamt als ein „ethischer“ Beitrag.)

Eine **Professionsethik**, nicht nur für die soziale Arbeit, wäre eben nicht als eine regionale spezifische Ethik zu denken und zu entwerfen, die den jeweiligen Erfordernissen oder den Anforderungen dieses oder eines anderen Berufsstandes nach Rechtfertigung und Erbaulichkeit dient. Vielmehr kann Professionsethik ein Medium der Selbstverständigung und der Selbstvergewisserung dieser Profession selber sein. Ihr stellt aber dafür die (allgemeine) Ethik keine grundsätzlich anderen Erkenntnismittel und keine gänzlich anderen Bilder zur Verfügung, als eben die, die sie auch sonst für diese Zwecke bereithält.

C

An zwei Themen soll nun im letzten Teil dieses Beitrages versucht werden, in riskanter Kürze, zu illustrieren, wie ein solcher „**best account**“ von (zwei) Leitvorstellungen sozialer Arbeit, im Horizont des hier vorausgesetzten Verständnisses von Ethik, auszuführen wäre: a) Mit einem Plädoyer für einen „reicheren“ differenzierteren Personenbegriff bzw. für eine Klärung und Erweiterung unserer Vorstellungen von dem was es heißt, eine Person zu sein, bzw. eine *Person* zu verstehen und sich in ihre Lebensführungszusammenhänge „einzumischen“; b) mit einem Plädoyer, den meistgebrauchten und wenigstgeklärten Begriff, den von *Praxis*, neu zu bedenken, neu zu fassen und dabei - trotz der Professionsbezeichnung - den Kern der Tätigkeit nicht als Arbeit (und in arbeitsanalogen Metaphern), sondern eben als Praxis (*practice*) zu verstehen.

Es geht dabei darum, dazu beizutragen, daß die soziale Arbeit selbst zum Subjekt ihrer Selbstdeutung und Selbstbilder wird; daß sie sich dies nicht von anderen Professionen oder Wissenschaften „stellvertretend“ liefern läßt; daß sie sehr wohl aber dabei sich der Unterstützung, der reichen Traditionen derjenigen denkerischen Disziplin versichern darf und muß, die eben niemandes exklusiver „disziplinärer“ Besitz ist: der Einsichten, Begriffe und Theorien der „**Praktischen Philosophie**“!

Es handelt sich im folgenden also um zu prüfende *Angebote*. Noch das argumentative Verwerfen dieser Angebote wäre ein Element einer bewußten, begründeten Selbstdefinition.

a

Selbständigkeit und Selbstbestimmung sind selbst ethische Ziele; sind Orientierungsvorstellungen, die nicht nur für Individuen, sondern auch für Professionen (als spezifischen Varianten kollektiver Akteure) gelten können, und dies gerade für diejenige Profession, die es in charakteristischer Weise mit den Problemen der mensch[31]lichen Lebensführung (unter gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen: Lebenslagen, Lebensstile, Lebensentwürfe ...) zu tun hat. Der Kern sehr vieler beruflicher / professioneller Vollzüge der Sozialen Arbeit insgesamt (durchaus nicht nur der Sozialpädagogik im engeren Sinne) kann so aufgefasst werden, daß es darin geht um die „Gewährleistung der **Lebensführungskompetenz** der Individuen, um ihre Gewinnung, Ausbildung, Erhaltung, Steigerung, Wiederherstellung (unter Umständen auch deren Kompensation oder gar Stellvertretung in Situationen extremer Gefährdung oder Behinderung der Lebensführungsfähigkeit). In den jüngerem Paradigma-Angeboten und -Wechseln der sozialen Arbeit kommt dem unter solchen Programmformeln wie „Neue Professionalität“, „Alltagswende“, „Bildungstheoretische Grundlegung der Sozialarbeit“, „Subjekttheoretische Grundlegung“, „Stellvertretende Deutung“ zunehmend (konstitutive) Bedeutung für einen angemessenes Verständnis Sozialer Arbeit zu.

Das Zentrum bzw. eben das Subjekt der menschlichen Lebensführungspraxis ist die **Person**: die *ihr Leben handelnd führende Person*.

Wenn Menschen aus der Beobachterperspektive Theorien über menschliche Praxis entwickeln oder von den damit befaßten Human- und Sozialwissenschaften übernehmen und sich daran in ihren eigenen Handlungen, die in Prozesse der Lebensführung anderer „intervenieren“, beziehen, dann nutzen sie jenes in der Beobachterperspektive gewonnene Wissen als „Verfügungswissen“. Sie handeln dann notwendigerweise „sozialtechnologisch“, ganz unabhängig davon, mit welchen Vorstellungen und Selbstbildern sie ihr berufliches Handeln begleiten und gegebenenfalls darstellen. Sie überspringen die Dimension der Ethik. (Freilich handelt sie nicht allein deswegen schon unmoralisch! Das kann hier nicht weiter verfolgt werden.) Sie überspringen die Fragen, ob und wie denn ein Bescheid- und Verfügungswissen in der Perspektive der Dritten Person transformiert werden kann in ein Orientierungswissen in der Perspektive der Ersten Person (sowohl der professionellen, wie der um ihre Lebensführung bemühten Person). In wirklich „praktischer“ (und nicht „technischer“) Absicht muß das sozialwissenschaftliche Erklärungswissen reflektiert (das heißt gebrochen und verfremdet) werden im Medium der Frage von Personen danach, wie ihr (jeweiliges) Leben gelingen kann und eben danach, „was es heißt, eine Person zu sein“! In diesem Reflektionsprozess erst entsteht jenes Orientierungswissen, das legitimerweise sozialpädagogisches und sozialarbeiterisches Handeln - praxisrelevant - zu orientieren und anzuleiten vermag.

Es reicht durchaus nicht, wie der Verfasser dieses Beitrages selbst lange Zeit dachte, lediglich darauf zu achten, daß das herangezogene sozialwissenschaftliche Wissen auch ja „hermeneutischen“ und nicht „positivistischen“ Traditionen und Autoren sich verdankt. Charles Taylor hat wohl am nachdrücklichsten (in einem leider nicht auf deutsch vorliegenden Aufsatz: „The Concept of a Person“ 1981) auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, zwei Fragen zunächst deutlich zu unterscheiden, und sodann die Orientierung der Praxis nicht aus der Beantwortung nur einer von ihnen, sondern erst aus einem wechselseitigen Ineinander-Reflektieren beider zu gewinnen. In Anschluß an Taylor lassen sie sich etwa so formulieren: (1) Wie können wir menschliches Handeln und Verhalten **erklären**?; (2) Was macht meine Handlungen zu guten Handlungen? „**Gut**“ in dem Sinne werden, daß sich aus [32] ihnen eine Lebensführungspraxis im normativen Horizont von Vorstellungen eines „**gelingenden**“ Lebens aufbaut.

In der hier gewählten Perspektive gibt es also eine Strukturanalogie wechselseitiger Abhängigkeit von Handlungskompetenz und Selbstreflexion, sowohl bei Individuen, wie auch bei kollektiven Akteuren, hier der Profession Sozialer Arbeit. Beide Male geht es um die Ermöglichung von und die Befähigung zu „radikalen Interpretationen“. Es geht um „kulturelle Tiefenhermeneutik“ der Selbst- und Weltbilder sowie der darein verwobenen Handlungsmuster.

Es darf nicht verharmlost werden, daß solche Art Selbstreflexion grundsätzlich auch den Charakter von Anstrengung und Zumutung hat. Kaum jemand und kaum eine Institution ist wild darauf, Revisionen in Selbstbildern, Lebensentwürfen und anderen

„Selbstverständlichkeiten“ vorzunehmen. Und doch geht es darum. Es gehört ja wohl „condicio humana“, daß alle Handlungsorientierungen, Bilder, Regeln ... um so besser „funktionieren“, je weniger die Akteure dies wissen, je selbstverständlicher sie ihnen sind. Daraus gewinnt das Alltagsleben, daraus gewinnen auch die Vollzüge im Alltag der Profession ihre Sicherheit. Im Handeln können Menschen nicht gleich zeitig seine Voraussetzungen tiefgreifend problematisieren. Insofern aber diese Bilder, Entwürfe und Regeln menschliche Handlungen entscheidend bestimmen, ist gerade dann, wenn im Handeln Probleme, Verunsicherungen, chronisch oder strukturell auftauchen, nach den diesem zugrundeliegenden Bildern kritisch zu fragen. Im Interesse einer aufgeklärten und rechenschaftsfähigen Praxis sind gegebenenfalls Revisionen und Umbauten im Vorrat - gerade auch den besonders lieb gewordenen - Deutungsmuster vorzunehmen.

b

Angesichts dieses engen Zusammenhanges des Verständnisses von „Person“ und „Praxis“ liegt es nahe, auch zu diesem zweiten Begriff noch einige kurze Bemerkungen anzuschließen.

Der Gedanke, daß es sich im Normalfall sozialpädagogischer Praxis um die Gestaltung einer Subjekt-Subjekt-Beziehung, und eben nicht einer Subjekt-Objekt- Beziehung handelt, der ist außerordentlich naheliegend und dem kann die Mehrzahl der Professionsangehörigen sicher auch „irgendwie“ zustimmen. Entscheidend ist aber, welche Orientierungsvorstellungen tatsächlich, auf der Ebene, der (meist ja impliziten) handlungsleitenden Vorstellungen wirksam werden. Achtet man einmal gezielt auf die Metaphorik, in der Praktikerinnen von ihrer Praxis erzählen, dann kann man daraus rekonstruieren, daß es sich letztlich in einer Vielzahl von Fällen um eine (oft mühsam für diese Zwecke adaptierte) **Arbeitsmetaphorik** handelt.

In aller Kürze (und in der Hoffnung weiterer einschlägiger Debatten) sei hier als eine denkbare Alternative dazu der Begriff „**Praxis/Practice**“ des Sozialphilosophen A. McIntyre eingeführt. Er schreibt, Praxis ("practice") heiße: „jede kohärente und komplexe Form sozial begründeter, kooperativer menschlicher Tätigkeit, durch die die dieser Form von Tätigkeit inhärenter Güter im Verlauf des Versuchs verwirklicht werden, jene Maßstäbe der Vortrefflichkeit zu erreichen, die dieser Form von Tätigkeit angemessen und zum Teil durch sie definiert sind, mit dem Ergebnis, daß menschliche Kräfte zur Erlangung der Vortrefflichkeit und menschliche Vorstellungen der involvierten Ziele und Güter systematisch erweitert werden“ (1987:251-252).

[33] Aus dieser Vorstellung von „practice“ (deren ganzer Reichtum und deren vielfältige mögliche Implikationen für die Praxis der Sozialen Arbeit erst noch zu entdecken wären!) sollen hier nur zwei Aspekte hervorgehoben werden:

Zunächst wird hier durch eine systematische Verknüpfung der Praxis mit Maßstäben - Standards! - des Könnens und damit mit der angemessenen Beurteilung dieses Tuns ermöglicht. „Kritik“ kommt dann nicht mehr nur „von außen“. Das gilt im zweifachen Sinne:

erstens kann die Profession selbst Maßstäbe der Kritik anbieten und zeigen, daß sie als Elemente ständiger Selbstreflexion geltend und wirksam sind; sie braucht sich also nicht mehr eindimensional auf die Alternative einzulassen, entweder standespolitische, wagenburgähnliche Totalrechtfertigung oder unkundige, abstrakte, externe Totalkritik. Damit sind aber auch zweitens die Maßstäbe für Standards gesetzt, denen die Kritiker „von außen“ ihrerseits genügen müssen, soll ihre Kritik „innen“ ernst genommen werden.

Sodann läßt sich an dieses Verständnis die Unterscheidung von „Gütern, die der Praxis inhärent sind“ und solchen, die der Praxis prinzipiell äußerlich sind, anschließen. So sind etwa der Gelderwerb oder der ökonomische Nutzen der Praxis der Sozialen Arbeit „äußerliche“ Güter. Sie werden zwar üblicherweise mit ihr verknüpft, legitim sind solche Verknüpfungen nur dann, wenn der Primat der inhärenten Güter nicht gefährdet ist. (vgl. ebd. S.255-256 ff.). Von dieser Unterscheidung her ließe sich dann auch der strukturelle Konflikt zwischen Administration und Profession der Sozialen Arbeit reformulieren und möglicherweise sogar schlichten. Unaufgebbar ist dabei der Primat der inhärenten Güter. In dieser Terminologie ließe sich dann auch das „Eigentliche“ der sozialen Arbeit reformulieren. Denn das Gut, das der sozialen Arbeit inhärent ist, in einer Weise nur ihr inhärent ist, daß man sagen kann, es konstituiere sie geradezu, kann man so bestimmen: **„Bedingungen der Möglichkeit - doch noch - gelingenden Lebens“** stiften (und den Streit darüber, „was das denn heißt?“, führen - ihn zu internalisieren und zu institutionalisieren).

Literatur

- Deutscher Berufsverband (DBSH) 1995: Berufsethische Prinzipien und Standards - Entwurf, Sonderdruck, Essen
- Ferchhoff, Wilfried 1989: (Neu)Bestimmung von Professionalität in der Sozialpädagogik, in: Krause, H.J. (Hrsg.): Geschichte, Gegenwart und Zukunft sozialer Berufe, Düsseldorf
- International Federation of Social Workers (IFSW) 1994 : (Generalversammlung Colombo), The Ethics of Social Work - Principles and Standards, Sonderdruck, Oslo
- Jonas, Friedrich 1960/1974: Sozialphilosophie der industriellen Arbeitswelt (2. Auflage), Stuttgart (vgl. u.a. I/2, S.28 f. (insbes. 34f., 37))
- McIntyre, Alasdair C. [1984] 1987: Der Verlust der Tugend, nach der 2. Aufl. des amerik. Originals „After Virtue“, Frankfurt
- Ricoeur, Paul 1990: Soi-même comme un autre, Ed. du Seuil, Paris, 7. étude, S.122f.
- Schweiker, William 1994: Radikale Interpretation und moralische Verantwortung. Grundlagen einer zeitgemäßen theologischen Ethik, in: Ev. Theologie, (54) H.3, S.227-240
- Taylor, Charles 1981/1985: The Concept of a Person, in: Philosophical Papers I, Human Agency & Language S. 97ff., (zuerst Vortrag 1981), C.U.P., Cambridge/U.K. (vgl. dort insgesamt die 4 Beiträge unter I „Agency & the Self“)